Kapitel 2

Die neue Unordnung der Geschlechter

»Ganz allein die Damen sind es, von denen wir die Marque unseres Werthes erhalten; er ist hoch oder gering, je nachdem wir zur Gesellschaft für sie taugen: dem ganz Unbrauchbaren gebührt nicht einmal der Titel des Mannes.«
Christoph Martin Wieland (1773)

»Doch gewiß ist's, daß die schönsten und edelsten Bande zwischen beyden Geschlechtern täglich mehr nachlassen, daß wenig Theilnehmung, Wohlwollen und Vertrauen zwischen ihnen statt hat; daß vielmehr bey dem Ueberrest einer veralteten eisgrauen Galanterie ein heimlicher Groll, eine Art von tückischer Schadenfreude und voreiliger Tadelssucht (. . .) Oberhand gewinnt.«
Emilie von Berlepsch (1791)

»Das Testament der Männer an ihre Töchter lautet ungefähr so: Ihr habt kein Recht ans Leben, keine Liebe giebt's für euch, ihr werdet verachtet oder genossen. Ihr müßt lieben und einen einzigen beglücken, aber ihr dürft weder Verstand noch Willen haben; keinen Wunsch, keine Freude und Teilnahme dürft ihr bezeigen, nicht euer Verlangen allein, auch das unsere wird euch in der Erinnerung als Schuld angerechnet.«
Charlotte von Kalb (1799)

Der anonyme Autor des »Notwendigen Anhangs« zu der bekannten Schrift *Elisa* ist im Jahre 1800 freilich längst nicht mehr der erste, der sich der Klärung der Geschlechterfrage verschrieben hat. Während in Frankreich schon seit den 70er Jahren eine *Querelle des femmes* tobt, bricht in Deutschland die Zeit der großen Debatten in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts an. Bedingt durch den allgemeinen Auftrieb des Bürgertums, verstärkt durch die Rezeption der Schriften von Rousseau und die ungeheure Wirkung der Ro-

mane Richardsons, verdichteten sich diese Debatten zunächst in der Auseinandersetzung mit einem 1787 erschienenen Buch *Ueber die Weiber*. Diese Schrift mit dem eher unscheinbaren Titel fand im Deutschland des ausgehenden Ancien Régime eine außergewöhnliche Resonanz. Sie wurde alsbald eingehend erörtert und ergänzt, auch bekämpft und persifliert; sie zu ignorieren, scheint kaum möglich gewesen zu sein. Da sie den Anfangspunkt der expliziten »kultur- und gesellschaftstheoretischen« Erörterungen der modernen deutschen Geschlechterfrage markiert und die meisten nachfolgenden Autoren sich darauf beziehen, steht sie auch am Anfang dieses Kapitels über die allgemeine kulturelle Verunsicherung im Geschlechterdiskurs der Übergangszeit.

1. Das Unbehagen in der Zivilisation

Das 1787 in Leipzig anonym erschienene Buch von Ernst Brandes *Ueber die Weiber* beginnt mit den folgenden Bemerkungen:

> »Unter den vielen vortrefflichen Beyträgen, die in neueren Zeiten über Menschenkenntniß, Menschenbestimmung und Philosophie der Societät geliefert wurden, vermißt man noch immer ein ausführliches Räsonnement über des weiblichen Geschlechts Bestimmung und Fähigkeiten, so viele einzelne hieher gehörige vortreffliche Characterzüge auch die besten Schriften enthalten.
>
> Die schreibende Classe von Professoren, die überhaupt selten viel Menschenkenntniß besitzt, ist mit dem anderen Geschlechte fast völlig unbekannt. (. . .) Folgende unsystematische Betrachtungen sind allein den wichtigen, bey der Erziehung des weiblichen Geschlechts so sehr vernachlässigten Wahrheiten gewidmet. Skurrilisch habe ich nie seyn wollen, so oft ich auch kleiner Schwachheiten auf eine anschauliche Weise erwähnen mußte.«[46]

In endlosen Tiraden wird sodann über die falsche Position hergezogen, die die Frauen in der jetzigen Gesellschaft einnähmen. Eine falsche Kultur habe bei ihnen das Gefühl erzeugt, Mittelpunkt der Welt zu sein. Erziehung und Männer bestärkten sie noch in der Idee ihres übertriebenen Wertes. Und schon junge Mädchen würden sich zu »übermüthigen Beherrscherinnen der Welt« aufschwingen. Verblendet vom Pariser Ton, setzten die Männer alles daran, den jungen Frauen in der Sozietät nur »Throne für sich« und »Ketten für die Männer« zu zeigen. Ein Mann allein könne da

nichts ausrichten. Sobald aber »mehrere den Weg einschlagen, müssen die übrigen folgen, oder dem weiblichen Umgange entsagen. Die ceremoniöse Galanterie, die auch ihr Gutes hatte, ist zwar längst verbannt, aber dagegen hat man dem anderen Geschlechte ein Richteramt in Sachen der Philosophie, der Erziehung, des Geschmacks, der Literatur eingeräumt, wodurch die Abnahme der steifen Attentions, die den Weibern selbst langweilig und lästig wurden, ersetzt ward, Der Umgang ist dreister, nicht mehr schmachtend, anbetungsvoll.« (S. 10) Nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Ehe hätten die Frauen »hochgespannte Ideen von den Vorzügen ihres Geschlechts«, erwarteten von ihren Ehemännern beständig die »Attentionen eines Liebhabers«, huldigten einem unguten Egoismus und hegten »übertriebene Prätentionen«. »Verheyrathet dauert gewöhnlich die Idee der Superiorität ihres Geschlechts bey den Weibern der großen Welt fort. Sie sehen den Mann, der erwirbt und ernährt, durch den sie Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre, alles haben, als Nebenperson an. Ihre Sorge ist fast ausschließend für sich, ihren Putz, ihre conventionellen Bedürfnisse.« (S. 12)

Der übertriebene Genuß der Geselligkeit und andauernde Amüsements hätten den weiblichen Charakter verbildet und verdorben. Kein Wunder, daß die Damen nervenkrank würden. Mit von modernen Philosophen und Schriftstellern[47] verdrehten Köpfen machten sich schöne Unglückliche in Scharen zu Wallfahrten nach Zürich auf, um sich von Lavater kurieren zu lassen. Einige seien mißvergnügt in der Ehe, einige wohl auch unglücklich ohne Verschulden. »Andere hingegen haben sich ihre Lagen durch zu hoch gespannte Ideen von den Vorzügen ihres Geschlechts, (. . .) durch übertriebene Empfindlichkeit, durch Empfindeley und noch mehr durch die Begierde interessant zu scheinen, die in unserer Periode manche unglückliche Ehe verursacht hat, zugezogen. Bey diesen liegt der Fehler, gelinde gesagt, in unrichtigen Vorstellungen der Verhältnisse in der Welt.« (S. 17) Eher noch schlimmer trieben es die Witwen: »Selbst in sogenannten guten Ehen fühlt sich die Frau, nachdem der Schmerz über den Tod ihres Mannes vorbey ist, glücklicher ohne ihn. Ihr Herz fühlt keine Bedürfnisse. Sie kann daher ganz der Independenz genießen, zu der sie sich bestimmt glaubt. Vergnügt nimmt sie Sitz und Stimme in der Witwenrepublik, und ihre Sklaven sind nun ihre Domestiken.« (S. 22)

Der Ausgangspunkt dieser ebenso erfolg- wie folgenreichen Schrift ist also die geharnischte Kritik eines Ist-Zustandes, den der Autor für zutiefst

verdorben hält. Gegen diese schlechte Wirklichkeit richtet sich der philosophisch drapierte Ordnungsruf, das sozialmoralische Tischerücken. Gesellschaftlich und kulturell bedeutsame Positionen (eben Richteramt in Sachen Philosophie, Erziehung, Geschmack, Literatur), die einzelne Frauen schon erlangt hatten, auch weil ihnen berufliche Tätigkeiten außerhalb der häuslichen Sphäre weitgehend verwehrt waren, sowie ein daraus erwachsenes neues weibliches Selbstbewußtsein werden hier erneut zur Disposition gestellt. Diese *theoretisch*-lebensreformerische, gegen weibliche Lebens*praktiken* auftrumpfende Geste ist freilich nicht erst in *Ueber die Weiber* anzutreffen. Sie findet sich auch in anderen Geschlechterphilosophien jener Zeit. Vor allem erinnert sie uns – wie schon die Zeitgenossen – an Rousseau. Brandes erwähnt Rousseau auch einige Male in seiner Schrift. 1802 veröffentlicht er dann unter seinem Namen drei Bände umfassende *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben,* in denen sich zahlreiche Hinweise auf seine Autorschaft von *Ueber die Weiber* finden. Rückblickend erwähnt er hier auch, wie entscheidend damals für ihn die Lektüre von Rousseaus *Brief an d'Alembert* gewesen sei.[48]

Tatsächlich lesen sich viele Passagen in *Ueber die Weiber* zunächst wie eine Paraphrase der einschlägigen Stellen in Rousseaus Kritik an d'Alemberts Artikel über Genf im 7. Band der Enzyklopädie. In diesem *Brief an d'Alembert* befaßte sich Rousseau unter anderem ausführlich mit den Gefahren, die der Theaterbetrieb in einer kleinen Stadt wie Genf mit sich bringen würde. In diesem Zusammenhang fädelt Rousseau einen Exkurs über die Liebe sowie über den falschen Platz der Frauen in der französischen, vor allem in der Pariser Gesellschaft ein. Aus quasi dramaturgischen Gründen spielten die Frauen in den allein publikumswirksamen romanesken Stücken der neueren Zeit eine zu große Rolle. Die Liebe sei das Reich der Frauen, und daher kämen sie in solchen Theaterstücken beständig vor, wodurch das »Reich des weiblichen Geschlechts« und der Einfluß der Frauen über Gebühr ausgedehnt würden. Rousseau an d'Alembert: »Glauben Sie, mein Herr, daß diese Ordnung keine Nachteile hat und daß die Männer besser regiert werden, wenn man den Einfluß der Frauen mit so viel Fleiß vermehrt? Es mag ein paar Frauen in der Welt geben, die es verdienen, daß ein ehrenhafter Mann ihnen zuhört, aber soll er sich grundsätzlich bei ihnen Rat holen, und gibt es kein Mittel, ihr Geschlecht zu ehren, ohne das unsere herabzusetzen?«[49]

Das von Rousseau empfohlene Mittel ist die totale Absonderung des weiblichen Geschlechts – im *Emile* noch ergänzt durch ein sonderpädagogisches Domestikationsprogramm für junge Mädchen. Eine Frau, gleich welchen Alters, gehöre weder in die Welt noch auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Die Alten hätten das gewußt, und bei ihnen galt eine Frau nur dann als tugendhaft, wenn nicht über sie geredet wurde. »Bei uns hingegen wird diejenige Frau geschätzt, die am meisten Aufsehen erregt, von der man am meisten redet, die man am häufigsten in Gesellschaften sieht, bei der man am häufigsten diniert, die am gebieterischsten den Ton angibt, die die Talente, die Verdienste und Tugenden bestimmt, sie verkündet und ihnen ihren Rang und Platz zuweiset, wobei demütige Gelehrte am untertänigsten um ihre Gunst betteln. Noch schlimmer ist es auf der Bühne. In der Welt wissen sie im Grunde nichts, obgleich sie über alles urteilen, auf dem Theater aber sind sie Gelehrte in der Gelehrsamkeit der Männer und dank den Verfassern Philosophen, und so stellen sie unser Geschlecht völlig in den Schatten.« (S. 382)

Die von Rousseau entworfene Lage scheint wirklich desolat: Gelehrte werden zu untertäniger Kriecherei gezwungen, das männliche Geschlecht insgesamt wird herabgesetzt oder – zumindest auf der Bühne – völlig in den Schatten gestellt. Ein Blick auf »englische Verhältnisse« und »natürliche Zustände« zeigt ihm, daß es anders werden kann und soll. Denn die Würde der Frauen liege in ihrer Bescheidenheit; Scheu und Scham seien bei ihnen von Ehrbarkeit nicht zu trennen. Die weibliche Schamhaftigkeit – ausführlicher erörtert im *Emile* – verweise sie ins Haus. Und was ein Weib auch tun und lassen möge, man fühle, daß es in der Öffentlichkeit nicht an seinem Platz sei. Bei den zivilisierten Völkern des Altertums hätten die Frauen in häuslicher Abgeschiedenheit gelebt und sich selten oder nie in der Öffentlichkeit gezeigt.

Die Verfeinerung der Umgangsformen – so Rousseaus Diagnose – hat zu einem Übermaß an Galanterie und Geschlechtervermischung geführt. Zwar sei es unumgänglich, daß sich die beiden Geschlechter hin und wieder versammeln; normalerweise aber sollen sie getrennt leben, sich in geschlossenen Kreisen treffen, wie das in England oder auch in Genf (bislang) noch üblich ist. Rousseau rühmt die Vorzüge der Genfer Männerzirkel, die dem Vorbild der englischen Cliquen und Clubs nachgebildet sind. Sittenverderbnis entspringe den gemischten Gesellschaften, sie seien die entscheidende Gefahr für die weibliche Tugend *und* für die Integrität der Männer.

»Wenn die Sorgfalt, mit der wir der Natur entgegenarbeiten, dem Körper schadet, so schadet sie dem Geist noch mehr. Man stelle sich vor, von welchem Schlage die Seele eines Mannes sein muß, der sich einzig dem wichtigen Geschäft widmet, die Frauen zu unterhalten, und der sein ganzes Leben damit verbringt, für sie zu tun, was sie für uns tun sollten, wenn unser Geist, erschöpft von Arbeiten, zu denen sie unfähig sind, Entspannung braucht.« (S. 437 ff.)

Rousseaus Plädoyer ist primär »utilitaristisch« motiviert: zum Schutz, zur Erhebung und Entspannung des männlichen Körpers und Geistes, damit sich der Mann in Ruhe der Republik zuwenden kann: »Ob ein Monarch über Männer oder Frauen regiert, kann ihm ziemlich gleichgültig sein, solange man ihm gehorcht, in einer Republik jedoch braucht man Männer.«

In allen diesen Belangen nun ist der Autor von *Ueber die Weiber* mit Rousseau einig. Vor allem teilt er dessen zivilisationstheoretische Perspektive: In Ordnung waren die Zustände noch bei den kultivierten Völkern des Altertums. In Athen lebten die Frauen nicht in der Sozietät, sie waren gute Hausfrauen und Mütter, genossen »stille Achtung«. Die Frauenliebe erweckte keine großen Leidenschaften, für Ergötzung waren die Kurtisanen da, und so blieben die Ehebetten unbefleckt. Die Männer liebten Männer, aber – wie Brandes versichert – ohne »sträflichen Umgang«. Es waren »Anstrengungen der Seele«, auf die kein entehrender Verdacht fallen dürfe. Der Niedergang Roms begann, als die Frauen in der Sozietät erschienen. Schließlich wiederholt Brandes Rousseaus Thesen von den Barbaren, dem Ausufern der Galanterie, der Verbreitung von effeminierter höfischer Tändelei. Eine gewisse Zivilisierung der Umgangsformen sei zwar nötig gewesen, um die Frauen aus ihrem Tierstatus zu erheben, der bei den primitiven Völkern ihr Los gewesen sei. Aber mit dem höfischen Leben begann auch der Mißbrauch der Kultur, eine Einsicht, die Brandes zur folgenden Generaldiagnose veranlaßt:

»Eben das, worauf Wir cultivierten Völker so stolz sind, es als den Gipfel der Cultur ansehn, daß die Weiber in die Gesellschaft gezogen worden, darinn den Ton angeben, hat den Verfall der Sitten bewirkt, und die Weiber von ihrem wahren Standpunkt abgeführt. Sie, die von der Natur nicht dazu bestimmt sind, die erste Rolle zu spielen, stehen bey Uns in der Gesellschaft nicht auf ihrer rechten Stelle. Von der Natur war ihnen eine andere untergeordnete Bestimmung angewiesen. Auch das war der Fall bei den cultivierten Völkern des Altherthums.« (1787, S. 22 f.)

Ein solch moralisierender Rekurs auf die Naturbestimmung – wider die falsche Erhebung der Frau im »Fortgang der Kultur« (Kant) – ist ein üblicher Topos in dieser Zeit. Bereits Wieland hatte sich von der »Rückführung« der Frauen zu »einfacherer Sinnesart« eine wunderbare »Regeneration der europäischen Kultur« erhofft. Auch Herder, der den modernen Kulturbegriff durch die systematische Betonung der Historizität wesentlich mit geprägt hat, verknüpfte Kulturniveau und Stellung der Frau aufs innigste. Herder zufolge zeichnen sich alle unkultivierten Nationen durch eine »Geringschätzung der Weiber« aus, und es ist der kulturelle Fortschritt, der die Frauen aus der Sklaverei befreit und durch »vernünftige Bildung« dem Manne gleichgesetzt hat. Die gleichen oder ähnliche Überlegungen zum Fortgang der Kultur im Hinblick auf die Stellung der Frau finden sich auch in der Kantschen Anthropologie und bei anderen Schriftstellern um 1800. Bei vielen Autoren – so auch bei Herder – verbindet sich zudem mit dieser analytischen Feststellung die Warnung vor den geschlechtsspezifischen Folgen eines möglichen »Mißbrauchs der Kultur«, das heißt der Verweis auf eine spezifisch weibliche Form der Korruptibilität durch einen »Überhang an Kultur«.[50] Die Folgen sind dann eben die von Brandes beschriebenen: Müßiggang, Fortpflanzungsträgheit, Vernachlässigung der Mutterpflichten, Hang zu leerer Gelehrsamkeit und sozialer Dominanz.

Vergegenwärtigen wir uns den sozialpolitischen Zusammenhang, in dem die bürgerliche Gesellschaft sich als »Kulturgesellschaft« zu definieren und den Wert des Individuums durch Partizipation an dieser zu bestimmen beginnt. Der Siegeszug des Kulturbegriffs verdankt sich einem weitverbreiteten »Unbehagen in der Zivilisation« – und diese Zivilisation gilt dem aufstrebenden Bürgertum nicht nur als adlig, vorwiegend französisch respektive pariserisch inspiriert, sondern auch als weibisch und von Weibern dominiert. In Deutschland zumindest ist diese – schon bei Rousseau angelegte und von Brandes auf den Begriff gebrachte – Ansicht weit verbreitet.

Dabei findet sich in den damaligen Zeitgeist-Analysen durchaus eine, wie wir heute sagen würden, historisch-genetische Perspektive: In einem ersten Zivilisierungsschub seien die europäischen Höfe entstanden, die einen weitreichenden Einfluß auf die Kultur wie auf das Geschlechterverhältnis ausgeübt hätten. Und zwar folgendermaßen:

»Die immer zunehmende Pracht und Verschwendung der Höfe, das Zusammendrängen und beständige Zusammenleben des vornehmsten Adels von beyderley Geschlecht an den Höfen der Könige und Fürsten, die Entfernung der großen

Gutsbesitzer von ihren Gütern und Unterthanen; und der unaufhörliche Wirbel von Vergnügungen und Zerstreuungen, in welchem die Hofleute und Hofdamen umhergetrieben wurden, brachten zuerst in den Verhältnissen, und Sitten beider Geschlechter, dann aber auch in Sprache, und Geschmack, im gesellschaftlichen Leben, und selbst in der Behandlung von öffentlichen Angelegenheiten die wichtigsten Veränderungen hervor.«[51]

Diese an Norbert Elias gemahnenden Passagen entstammen der Feder von Christoph Meiners, Professor der Weltweisheit in Göttingen, Lehrer und Freund von Ernst Brandes. Seine *Geschichte des weiblichen Geschlechts* von 1788 ist eine Art von Kulturgeschichte, damals gelegentlich noch Naturgeschichte genannt, wie sie um 1800 zu blühen beginnt. Auch die Meinersche historische Analyse gipfelt in der Diagnose, daß der Machtzuwachs der Frauen den unaufhaltsamen und notwendigen Niedergang der höfischen Zivilisation mit bedingt habe. Dagegen richtet sich nun der zweite Zivilisierungsschub und die bewußtere Formierung der neuen Kultur als »Männerkultur«. Der damalige (bei Brandes und Rousseau auf die Spitze getriebene) pathetische Rekurs auf die Griechen zur Wiedererweckung »wahrer Männlichkeit« gehört ebenso hierher wie die verzweifelte Suche nach »wahrer Weiblichkeit«. Der soziale Ort der bürgerlich-männlichen Intelligenz um 1800 ist noch äußerst labil. Die Mediziner sind als Hausärzte oft lebenslänglich, die Gelehrten als Haushofmeister zumindest lange Jahre von einem Patronage- und vor allem auch von einem »Matronage«-System abhängig, das nicht frei von Demütigungen war und von sonstigen, auch amourösen, Gefahren der Verstrickung. In zahllosen Pamphleten wird der Kampf gegen die gemischte Form der Geselligkeit theoretisch-literarisch aufgenommen. Praktiziert aber wird er in den neu entstehenden Männerzirkeln und Männerklubs sowie in den Geheimbünden. Hier bildet sich jener »Kitt der Brüderlichkeit« (Reinhart Koselleck), der sich dann mit der Konstituierung der bürgerlichen Öffentlichkeit als »Männerbund« voll entfalten wird. Es gibt also gegen Ende des 18. Jahrhunderts so etwas wie eine genuine politische »Männerbewegung« mit dem Ziel, den Einfluß der Frauen und Damen auf Staat und Gesellschaft einzudämmen.

Vor diesem Hintergrund ist auch die Schrift *Ueber die Weiber* zu interpretieren. Hier findet sich die pessimistische Variante von Herders Verknüpfung von Kulturniveau und Stellung der Frau explizit formuliert in der Feststellung, daß der Geist und die Kultur eines Volkes in dem Maße herabsinken, je höher die Achtung vor den sogenannten Damen steige. Der deutsche

Autor resümiert 1787: »Man sehe auf Frankreich, und zweifle, wenn man kann«. In Deutschland wird das Problem dann so gelöst, daß eine echte, maskulinisierte, hohe (im Zweifelsfall deutsche) Kultur der falschen, effeminierten, tendenziell französischen Zivilisation entgegengesetzt wird. Am bissigsten und eigentlich reichlich spät geißelt Schopenhauer das »Damenunwesen« und verdammt noch einmal die ganze gemischte Geselligkeit in Bausch und Bogen: »Die Dame, dies Monstrum europäischer Zivilisation und christlich germanischer Dummheit«.[52]

2. Die Ordnung der Natur

Gegen dieses »Damenunwesen« sind die Attacken von Rousseau gerichtet – und zwar unter Rekurs auf die wunderbar weise Ordnung der Natur. Im »Buch der Natur« liest Rousseau, in diesem »Buch« lesen die Physiologen und Anatomen der Zeit, und auch Brandes stützt sich darauf:

> »Die Natur schuf den Mann zum Herrn der Schöpfung. Ist nicht das Weib kleiner, zarter, schwächer geformt? (. . .) Die anhaltende Stärke und Lebhaftigkeit des Temperaments, dieses brennende Feuer, ward auch nicht das Theil der Weiber. Ich weiß wohl, daß man allgemein das Gegentheil glaubt, daß deswegen so viele Vorwürfe, so viele Spöttereyen die Weiber von jeher trafen. Die Ärzte mögen mich rechtfertigen.«

Und ganz auf der »Höhe« der pathologischen Anatomie:

> »Einer der größten praktischen Aerzte und feinsten Beobachter sagt mir: Withof habe in seinem Buche *de castratis* gezeigt, daß die Alten bereits gefunden hätten, daß die weiblichen Leichen weit geschwinder als die männlichen verbrannten, daß der weibliche Körper weniger solidere, aber ungleich mehr lockere Theile enthielte als der männliche.« (1787, S. 39 f.)

Die sozialen Folgen sind: innerweltliches Handeln für die Männer und innerleibliches Dulden für die Weiber. Weil ihre Fibern schlaffer sind, geringeren Widerstand leisten, tragen die Weiber geduldiger als die Männer anhaltende große Schmerzen. »Welch gräßliche Philosophie!« – sagt dazu ein zeitgenössischer Kontrahent von Brandes in einem 1791 ebenfalls anonym veröffentlichten Gegenstück zur Schrift *Ueber die Weiber*. Die Art der Verbindung zwischen der Struktur unserer Nerven, Fibern, Muskeln und den Empfindungen, den Geistesanlagen sei, so der anonyme Autor, viel zu wenig bekannt, um daraus allgemeine Schlußfolgerungen ableiten zu kön-

nen. Entsetzlich hart dünkt es ihn, daß Brandes die edlen Tugenden der Frauen herabsetzt, indem er sie körperlichen Anlagen, einer Art »Stumpfheit des Gefühls« zuschreibt.

Mann und Weib, als dessen Autor sich bald der Oberstlieutenant Jakob Mauvillon aus Braunschweig herausstellen sollte[53], beginnt mit einem kleinen Hinweis auf die bei Männern und Frauen unterschiedliche Rezeption der Schrift *Ueber die Weiber:*

»Dem weiblichen Geschlecht hat dieses Buch durchgängig misfallen. Bey Männern hat es hingegen vielen Beyfall gefunden; er ist aber nicht so laut gewesen als der Tadel der Weiber. In gemischten Gesellschaften haben sich die Männer damit begnügt, den Verfasser wegen der Beschuldigungen zu rechtfertigen, als hätte er die Weiber herabsetzen wollen. Ich fürchte aber, in den Herzen der meisten ist ihre Meynung dabey anders gewesen, als sie sie ausdrückten. An seiner eigentlichen Meynung liegt den Weibern nichts; alles aber an dem Eindruck, den das Buch in Ansehung ihrer in das Gemüth der Leser machen kann.« (S. 4)

Dieser Eindruck aber müsse ein sehr nachteiliger sein. Dies bestätigt Emilie von Berlepsch, die im selben Jahr auf »die nachtheiligen Folgen dieses misogynischen Thons auf Gesellschaft und Sitten« hingewiesen hat.[54] Denn, so der Autor von *Mann und Weib,* das geschlechterpolitische Fazit aus *Ueber die Weiber* laute:

»Also ihr Männer haltet sie kurz, gebraucht eure Macht und Gewalt, um Zucht und gute Ordnung wieder herzustellen, die die barbarischen Ritterzeiten, unsre jetzige Politur, und der französische Modeton ganz vernichtet haben. (. . .) Man darf sich also wohl nicht wundern, daß ein Buch, welches so offenbar die Lehre von Herabsetzung, von Einschränkung, von Unterjochung der Weiber predigt, ihnen durchgängig misfalle.« (S. 7)

Der Verfasser schickt sich sodann an, dieses Mißfallen zu rechtfertigen, wobei er als erstes auf die Problematik einer Kausalbeziehung zwischen Körper und Seele hinweist. Zwar sei die physische Überlegenheit des Mannes unbestreitbar, allein daraus folge doch nicht, daß größere körperliche Stärke wesentlich mit einer größeren Kraft der Seele verbunden sei. »Es äußern zwar Rousseau und einige seiner Anhänger ähnliche Sätze. Allein das ist eine gar zu große Vermessenheit, weil wir zu einer solchen Behauptung die Verbindung der Anlagen des Körpers und des Geistes lange nicht mit der nöthigen Genauigkeit kennen. Im Gegentheil, bey unserm eignen Geschlecht scheint die Erfahrung diesen Satz gar nicht zu begünstigen, indem sogar oft diejenigen Menschen, die außerordentliche Seelenkräfte zeigen, einen schwächern Körper haben als andre.« (S. 17 f.)[55] Damit hat unser Ver-

fasser genau auf den wunden »erkenntnistheoretischen« Punkt der Brandesschen Leseart der Ordnung der Natur hingewiesen. Was ihm allerdings noch als Hirngespinst erscheint, ist in dieser Zeit, wie erwähnt, genau das Erkenntnisinteresse der neuen Wissenschaften vom Menschen, die gerade dabei sind, die Art der Verbindung zwischen körperlichen Anlagen und psychologischem Vermögen näher zu bestimmen.[56]

Für den Verfasser von *Mann und Weib* läßt sich die Frage nach der physiologisch bedingten Unterlegenheit der weiblichen Geistes- und Seelenkräfte a fortiori nicht klären.[57] Statt dessen entwirft Mauvillon eine recht eigenwillige »physio-soziologische« und historisierende Patriarchatstheorie. Auch für ihn ist der von der Natur gesetzte »Urunterschied der körperlichen Kraft« zwischen den beiden Geschlechtern das geheime Movens der patriarchalen Geschichte. Nur zieht er daraus andere soziale Schlußfolgerungen als Brandes (und die meisten anderen Geschlechtertheoretiker): gesteigerte Zivilisierung zum Schutze der Schwächeren auf seiten der Männer und verstandesmäßige Einsicht in die Notwendigkeit der Unterwerfung von seiten der Frauen. Zwar läßt er den Menschen durch seinen Verstand über die stärksten Tiere triumphieren, kann sich aber einen Kampf zwischen den Geschlechtern nur als ein Handgemenge respektive ein Duell mit Degen oder Schwert vorstellen. Folglich lassen die Männer präventiv die Frauen nicht an öffentlichen Ämtern in Staat und Akademie teilnehmen, während die Frauen ebenfalls präventiv darauf Verzicht leisten. Denn wenn es anders wäre, »wenn die Weiber Einsichten und Kenntnisse, als die Früchte desselben in eben dem Maße erhielten als wir Männer, so würden sie bald Mitregentinnen der Welt werden: es würde Streit wegen der Oberherrschaft entstehen, und in diesem müßte die körperliche Schwäche unterliegen, worauf denn das jetzige Verhältniß beider Geschlechter in Ansehung dieses Punktes alsbald wieder eintreten würde.« (S. 25 f.)

Diese Einsicht in die geschlechterpolitische Grundkonstellation gibt aber – so Mauvillon – keine Veranlassung, den Weibern Geist, Vernunft, Vorstellungskraft, Eigenliebe, Seele und selbst Genie abzusprechen.[58] Bei seinen Ausführungen über weibliche Leistungen in der Wissenschaft etwa führt er resolut gegen die These einer physiologischen Minderwertigkeit des weiblichen Verstandes soziale Faktoren wie mangelnde Ausbildung, fehlende Motivierung und gesellschaftliche Verhinderungen und Vorurteile aller Art ins Feld.[59] Es handelt sich freilich nicht um ein Plädoyer für weibliche Gelehrsamkeit, sondern eher um eine Beschreibung der Unannehm-

lichkeiten, die den Frauen aus dieser entstünden. Wollten sie wirklich Fortschritte in den Wissenschaften machen, müßten sie unverheiratet bleiben – ein höchst unangenehmer Zustand in der gegenwärtigen Gesellschaft –; heirateten sie aber, würden sie durch Schwangerschaften und deren Folgelasten am Studieren gehindert. Also erscheint es »für ihre Glückseeligkeit weit ersprießlicher, wenn sie auf die Erlangung des wissenschaftlichen Ruhms Verzicht thun, und nur suchen, ihren Geist auf vernünftige Art zu bilden«.

Mauvillons Argumentation ist in groben Zügen folgende: Der Mann ist stärker als das Weib; beide haben aber gleiche Verstandeskräfte. Da beide gleichzeitig auf die Erde gekommen sind, hätte das physisch stärkere Geschlecht das schwächere gänzlich aufgerieben, gäbe es da nicht ein spezielles Band, das beide aneinander kettet. Und in diesem Punkt stimmt Mauvillon zunächst mit Brandes überein. Er schreibt: »Es ist eine höchst wahre Bemerkung in dem Buche über die Weiber, daß ihr Verlangen nach der Empfindung, die den Grund jenes Bandes ausmacht, lange nicht so stark ist, als bey den Männern. Es folgt also auch, daß dieses Band den Weibern ein geringeres Maaß von angenehmen Empfindungen gewähren muß als den Männern; denn das Maaß des Vergnügens ist jederzeit die Heftigkeit des befriedigten Verlangens.« Daraus folgt, »daß die Natur weit stiefmütterlicher gegen das Weib als gegen unser Geschlecht gehandelt hat. Von dem Triebe, der den Grund des Bandes beider Geschlechter ausmacht, ist dem Weibe die geringere Freude zu Theil geworden. Uns hingegen reicht die Natur ihren Zauberkelch im vollsten Maaße. Sie schenkt ihn uns unvermischt von jeder eignen Unannehmlichkeit. Das arme Weib aber hat davon so beschwerliche Folgen, daß jederzeit Leben und Gesundheit auf der Waage stehen«. (S. 36 ff.)[60]

Da also die Frauen von Natur für »Amors Kriege« so ungleich ausgerüstet seien, appelliert Mauvillon inständig an die Ritterlichkeit der Männer. Sie sollen mehr rücksichtsvolle Achtung zeigen für die Leiden der weiblichen Kreatur, deren Zustand in dieser Welt er für ausgesprochen »unbehaglich« hält. Er teilt mit Brandes die Anschauung von den – mit der Naturbasis zusammenhängenden – wahrhaft weiblichen Tugenden, die da sind: Mäßigung der Triebe (des Mannes) und heldenmäßige Geduld im Leiden. Aber er wehrt sich tapfer gegen die psycho-physiologische Begründung von Brandes und vielen anderen, die diese weiblichen Tugenden zum bloßen Effekt körperlicher Anlagen deklarieren. Diese Schlußfolgerung scheint ihm allzu unkultiviert zu sein: »Entsetzlich hart deucht es uns, diese edle Tugend dadurch herabsetzen zu wollen, daß man sie körperlichen Anla-

gen, einer Art von Stumpfheit des Gefühls zuschreibt, wie der Verfasser des Buchs *Ueber die Weiber* S. 64 thut. ›Weil ihre Fibern schlaffer sind, geringeren Widerstand leisten, – tragen die Weiber geduldiger als die Männer anhaltende große Schmerzen‹. Welche gräßliche Philosophie!« (S. 47)[61]

Der hohe Offizier aus Braunschweig ist einer der letzten, der den psycho-physiologischen Determinismus, der das weibliche Geschlecht bald ganz bestimmen wird, als »gräßliche Philosophie« bezeichnet hat. Er hat für die Frauen mehr Freiheit und Selbständigkeit verlangt, allerdings beschränkt vorwiegend auf die Auswahl jenes Mannes, mit dem sie die Ehe eingehen wollen – eine Ehe, die Mauvillion mit glasklarer Deutlichkeit als einen »Bund der Unterwerfung« (seitens der Frauen) bezeichnet hat. Sein an die Männer gerichtetes politisches Fazit lautet: »Wir gestatten den Weibern Freyheit, Selbständigkeit, in und bis zu der Wahl des Mannes, dem sie sich ergeben wollen, und einen immer verhältnismäßigen Antheil an allen Erweiterungen und Verbesserungen unsrer Einsichten und unsrer Kenntnisse, ja selbst an den Angelegenheiten unsrer bürgerlichen Gesellschaft.« (S. 504)[62]

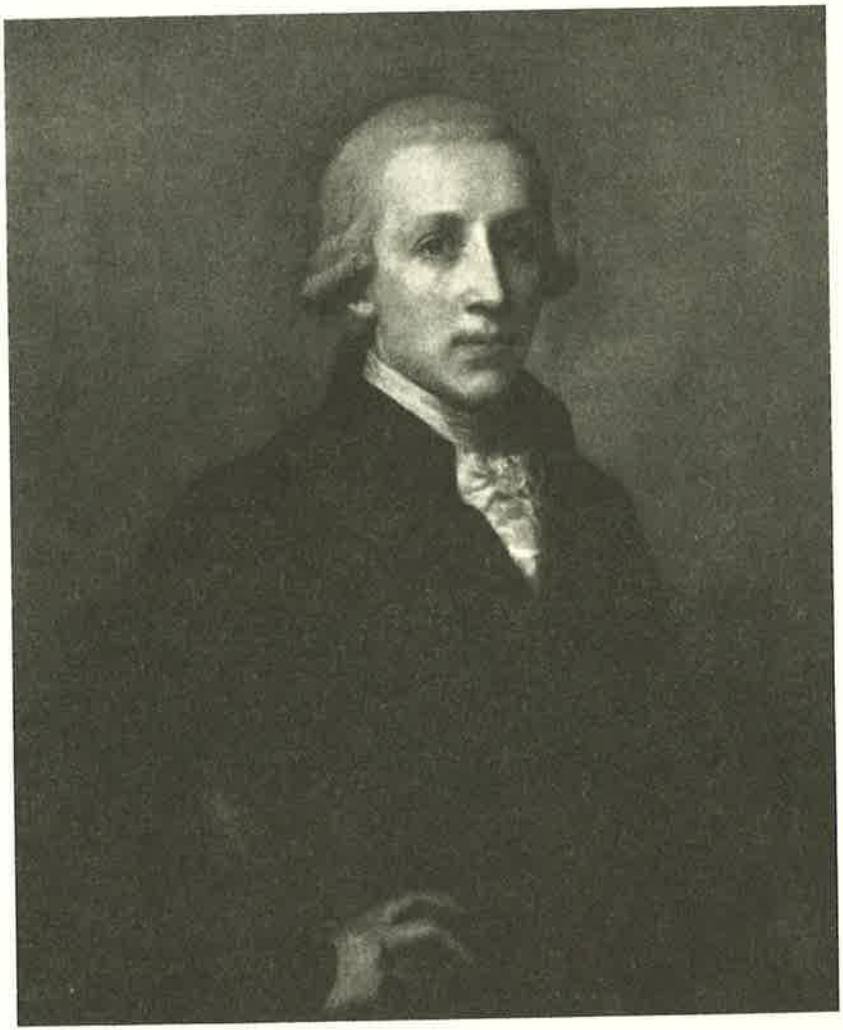
Diesen »verhältnismäßigen Antheil« freilich hat er nicht genauer bestimmt. Die Ausdehnung der Menschenrechte auf die Frauen hat Mauvillon, ansonsten ein dezidierter Demokrat, nicht in Erwägung gezogen. Er teilte zudem mit Brandes und vielen Wissenschaftlern vom Weibe eine der grundlegenden Prämissen der neuen Geschlechtertheorie: den Vergleich des körperlichen Arrangements der beiden Geschlechter, den Mauvillon freilich auf die reine Muskelkraft beschränkt sehen wollte. Trotz der vielen Ritterlichkeitsappelle unterscheidet sich daher die argumentative Grundstruktur nicht fundamental von derjenigen eines Brandes mit seinem »misogynischen Ton«.

Zur Abrundung dieser exemplarischen Analyse des argumentativen Duells zwischen Brandes und seinem Gegner möchte ich abschließend noch einige Milieudaten zusammentragen, die die Kontrahenten kulturell einzuordnen erlauben.

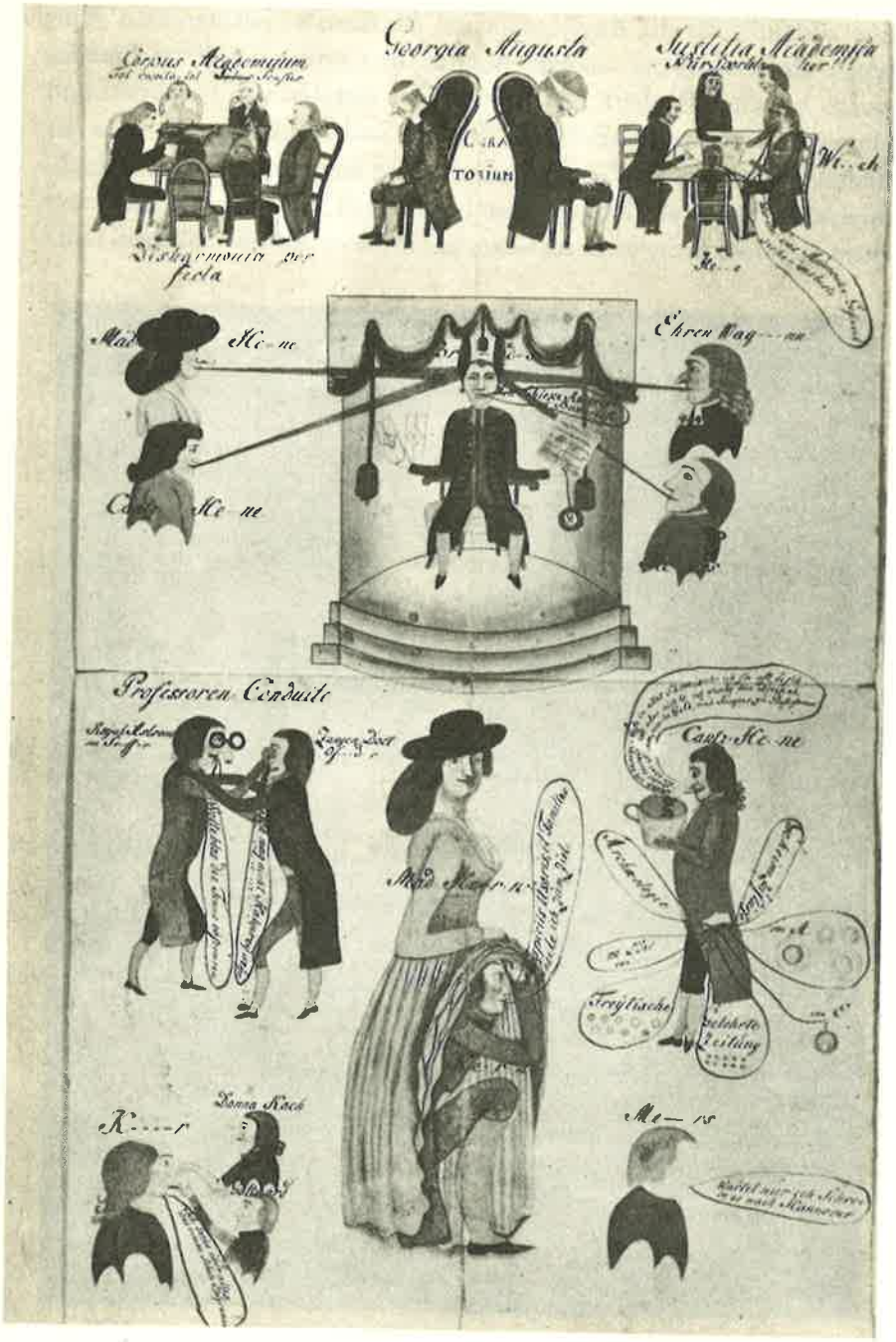
Exkurs 1:
Ernst Brandes und das Göttinger Wissenschaftsmilieu

Ernst Brandes (1757–1810) entstammt einer der »hübschen« Familien Hannovers, also dem Zweiten Stand der Bürger und Neuadligen. Sein Vater war in der Geheimen Kanzlei in Hannover tätig, von 1770 bis zu seinem Tode

1791 zuständig für die Angelegenheiten der damals bedeutendsten deutschen Universität, der Georgia Augusta in Göttingen.[63] Ernst Brandes wuchs zwischen Büchern und Bildern auf, inmitten von Gelehrten und Freunden aus ganz Deutschland, England und Frankreich, inmitten der stadthannoveranischen Gesellschaft mit ihrer verwickelten Standesschichtung, die er später ausführlich selbst beschrieben hat.[64] Brandes hatte zwei ältere Schwestern, die beide im Göttinger Universitätsmilieu blieben, Luise



Ernst Brandes, 1758–1810


Georgia Augusta
Professoren Conduite

Ernst Brandes als Lenker der Universität Göttingen, Karikatur ca. 1796/1800.

Erste Reihe rechts: »Wi . . . ch« = Friedrich Christoph Willich, Universitäts-Syndicus; »He . . . e« = Johann Friedrich Hesse, Universitäts-Syndicus; Sprechblase: »Wir und das Advocatengesindel ziehen das beste.«
Zweite Reihe: »Mad. He - ne« = Georgine Heyne; »Cantz. He - ne« = Christian Gottlob Heyne; »Br -- des« = Ernst Brandes; Sprechblase: »Ich schicke Rescripte und Bannbriefe.«; »Ehren Wag---nn« = wahrscheinlich: Ludwig Gerhard Wagemann, Pfarrer an St. Marien; »Me --- rs« = Christoph Meiners.
Dritte Reihe: »Royal Astronome Se - ff - r« = Karl Felix von Seyffer, Extraordinarius für Astronomie; Sprechblase: »Wolte blos die Fenus observiren«; »Zangen Doct. O . . . d.r« = Friedrich Benjamin Osiander, Ordinarius für Medizin; Sprechblase: »Ich mag nicht Hahnrey seyn«; »Mad. He.r.n« = Wilhelmine Heeren, geb. Heyne. »He - r - n« = Arnold Hermann Ludwig Heeren; Sprechblase: »Sup Auspiciis Uxoris et Familiae wandele ich zum Ziel«; »Cantz. He - ne« = Christian Gottlob Heyne. Sprechblase oben: »Weil ich meine Nase in alles stecke, ziehe ich sie oft besch . . . wieder herraus, tut aber nichts, ich wische den Dreck ab, bin ohne Scham [?], mache Geld, und Jungens zu Professoren«.
Vierte Reihe: »K ---- r« = Abraham Gotthelf Kästner, Ordinarius für Mathematik und Physik; Sprechblase: »Ich lache über alles und mache Schale Epigrammen«; »Donna Koch« = Jungfer Koch, Kästners Haushälterin; »Gotthard« = Johann Zacharias Gotthard, Universitäts-Opticus; »Me - rs« = Christoph Meiners.

Amalie als Frau des berühmten Mediziners und Anthropologen Johann Friedrich Blumenbach; Georgine als die zweite Frau des Altphilologen Christian Gottlob Heyne.[65] Der Sohn Ernst aber wurde planvoll zum Nachfolger des Vaters herangezogen. Er studierte Jura in Göttingen, zusammen mit seinen beiden berühmter gewordenen oder gebliebenen Freunden August Wilhelm Rehberg und dem Freiherrn von Stein[66], und hörte Philosophie unter anderem bei dem an der Ausdifferenzierung der deutschen Anthropologie nicht unbeteiligten Christoph Meiners, der später sein Freund werden sollte. Bereits mit 20 Jahren schloß er das Studium der Rechte ab und trat in Hannover in die Geheime Kanzlei ein. 1786 veröffentlichte er einen emphatischen Aufsatz »Ueber den politischen Geist Englands«, 1790 dann seine von Edmund Burke, dessen Bekanntschaft er in London gemacht hatte und dem er in verehrender Freundschaft zugetan war, beeinflußten *Betrachtungen über die Französische Revolution,* in denen er dem revolutionären Bruch der politischen Traditionen in Frankreich den englischen Reformismus als das für die Deutschen bessere Beispiel entgegenhält. Brandes war ein sogenannter Reformkonservativer, publizistisch ungemein aktiv, ein pflichtbesessener Amtsmann und ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Sozialmilieus. Seine eher reaktive Sozialkritik ist in einer umfangreichen Schrift von 1810 pointiert zusammengefaßt: *Über den Einfluß und die Wirkung des Zeitgeistes auf die höheren Stände Deutschlands,* in der sich auch beinahe hundert bissige Seiten über »Die Weiber aus den höheren Ständen« finden.

Brandes war zeitlebens kränklich.[67] Er war keine dreißig Jahre alt, als er seine Schrift *Ueber die Weiber* anonym erscheinen ließ. Wie so viele Weiblichkeitstheoretiker dieser Zeit blieb er Junggeselle, soll aber in jungen Jahren ein rechter Charmeur gewesen sein.[68] Obwohl also Brandes den Damen keineswegs abhold gewesen zu sein scheint, wird er die in *Ueber die Weiber* erstmals vorgetragene Kritik der gesellschaftlichen Stellung der Frauen auch in späteren Schriften unendlich oft variieren. Nun längst in Amt und Würden, kleiner Herrscher über das universitäre Göttinger Königreich, als Universitätsreferent nicht immer nur geliebt[69], aber doch von vielen geachtet[70] und von allen gefürchtet, wird er vor allem immer wieder die gemischten Geselligkeitsformen sowie die »Vermischung« der Frauen aus Erstem und Zweitem Stand geißeln und die reinen Männerzirkel preisen.[71]

Was bereits in der Schrift von 1787 auffällig war, wird sich später noch verschärfen: die äußerst selektive Rezeption der Schriften Rousseaus. Dessen Geschlechtertheorie scheint dem deutschen Konservativen mehr als konform, während die egalitären Implikationen und »politischen Speculationen« der anderen Werkteile strikt zurückgewiesen werden.[72] Ist folglich die Weiblichkeitstheorie von Brandes schlicht »konservativ«? Wir werden sehen, daß die Dinge so einfach nicht sind, daß es sich vielmehr um wesentlich komplexere konservativ-moderne Amalgamierungen und um vertracktere politische Lagerungen handelt.

Brandes war in dem »modernsten« wissenschaftlichen Milieu seiner Zeit zu Hause, ja er regierte dieses nicht unbedeutende Reich als kleiner Tyrann, wie die Karikatur (Abb. 4) veranschaulicht. Er dürfte mit den Debatten in der Medizin seiner Zeit einigermaßen vertraut gewesen sein: mit den Schriften Albrecht von Hallers (dessen politischer Einschätzung Englands er nahestand), mit den anatomisch-anthropologischen Arbeiten seines Schwagers Johann Friedrich Blumenbach (es könnte gut Blumenbach gewesen sein, der ihm die Sache mit den weiblichen Leichen nahelegte) sowie mit den »Fortschritten« und Ansichten in Geburtshilfe und Gynäkologie. Unter seiner Ägide wurde der »Zangen-Doctor« Friedrich Benjamin Osiander nach Göttingen berufen und das Gebärhaus zur vorbildlichen Universitätsklinik ausgebaut.

Exkurs 2: Jakob Mauvillon – Ein »deutscher Jakobiner«

Jakob Mauvillon (1743–1794), dessen Vater aus der Provence stammte, wurde in Leipzig geboren, zog dann mit seinen Eltern nach Braunschweig, wo er sich vor allem in den militärischen Wissenschaften ausbildete. 1760 trat er in die Armee ein, später wurde er zum Lehrer der militärischen Wissenschaften am Carolinum in Kassel ernannt, dann zum Hauptmann eines adligen Kadettenkorps befördert. Ende 1784 trat er in braunschweigische Dienste als Major im dortigen Ingenieurskorps und wurde Lehrer der Taktik am Carolinum in Braunschweig. 1790 avancierte er zum Oberstlieutenant und wurde zugleich zum Lehrer der Politik ernannt. Er starb im Januar 1794 in Braunschweig.

Schon als junger Mann veröffentlichte er Übersetzungen aus dem Französischen, so etwa Raynals *Histoire philosophique des deux Indes* und die *Considérations sur la formation et la distribution des richesses* von Turgot. Er publizierte auch selbständige Arbeiten zur Staatswissenschaft, vor allem eine Verteidigung des physiokratischen Systems. Es folgten mehrere Schriften zu militärischen Fragen. 1786 machte er in Braunschweig die Bekanntschaft des Grafen Mirabeau, was zu einer langjährigen Freundschaft und Zusammenarbeit führte.[73]

Nach Ausbruch der Revolution brachte die Bekanntschaft mit Mirabeau dem Braunschweiger Militärmann zahlreiche Anfeindungen, sowohl in seinem Wohnort wie auch in der konservativen Presse – so etwa in Leopold Hoffmanns *Wiener Zeitschrift* oder in der *Eudemonia. Journal für Freunde von Wahrheit und Recht* (1795–1798), dem journalistischen Sammelbecken des deutschen Konservativismus, in dem sich viel persönliche Polemik gegen Mauvillon wie auch gegen andere deutsche »Jakobiner«, wie etwa den Freiherrn von Knigge, den Pädagogen Campe oder den Philosophen Fichte findet.[74]

Mauvillon war Mitglied des 1776 gegründeten Illuminatenordens, der aber erst, nachdem Knigge in Norddeutschland die Organisation übernommen hatte, zu größerer Bedeutung gelangte. Eine der Beschuldigungen, die später von konservativer Seite gegen den Freiherrn von Knigge im Rahmen der Verschwörungstheorie erhoben wurde, lautete: Knigge sei ein indirekter Anstifter der Französischen Revolution gewesen, denn er habe Mauvillon für den Orden geworben, der seinerseits wiederum Mirabeau gewonnen habe.[75]

Mauvillon hielt nicht nur der Französischen Revolution bis zum Schluß die Treue, er war auch ein Befürworter der amerikanischen Revolution. Als

der Göttinger Professor und Herausgeber der *Staatsanzeigen* Schlözer (der Vater von Dorothea) sich gegen die amerikanische Unabhängigkeit wandte, konterte Mauvillon empört.[76] So hatten Mauvillon und Brandes bereits in der politischen Einschätzung Englands äußerst konträre Positionen bezogen. Mauvillon als Anhänger der Volkssouveränität lehnte es ab, die Korruption des Parlaments als notwendiges Übel hinzunehmen.

Mauvillon, heute höchstens noch als »Mirabeaus Cicerone in deutschen Angelegenheiten« (Klaus Epstein) bekannt, hatte aber auch mit literarischen Schriften eine – wie Gervinus schreibt – »mehr heimliche, als öffentliche oder laute Wirkung« in der damaligen Schriftstellerwelt.[77] Mauvillons Abgott unter den Dichtern war Ariost, der mit seinem *Orlando furioso* zu Beginn des 16. Jahrhunderts den phantastisch-klaren Kosmos einer versunkenen ritterlichen Welt geschaffen hatte.[78]

Militärische Berufung und die literarische Vorliebe für den »Rasenden Roland« haben so vielleicht zusammengewirkt, aus Mauvillon den weitgehend vergessenen Don Quijote in der Geschlechterfehde des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu machen. Seine Appelle an die Ritterlichkeit der Männer, die physische Überlegenheit nicht als Privileg zu mißbrauchen, sondern als soziale Verpflichtung zu verstehen, zielten nicht auf eine bürgerliche Verbesserung der Weiber. Sie waren eher eine an die schon lange versunkene ritterliche Welt anschließende Warnung vor einer bürgerlichen Verschlechterung der Weiber. In seine Konzeption von Demokratie und Volkssouveränität wollte Mauvillon die Frauen nicht einbeziehen, aber er hat sie auch nicht prinzipiell ausgeschlossen. Vor allem aber hat er nicht versucht, diesen Ausschluß physiologisch zu legitimieren – obgleich seine Ausführungen zu den letztlich physisch bedingten geschlechtsspezifischen Präventivstrategien das ganze ritterliche Argumentationsgebäude arg ins Wanken brachten. Letztendlich gibt es also auch bei ihm keine egalitären Prinzipien, die das Geschlechterverhältnis zu regulieren in der Lage wären. Und seine Hoffnung, daß die männliche Hochachtung vor der leidenden weiblichen Kreatur den Sieg über die Verachtung für diese so schwächliche Spezies davontragen würde, war ausgesprochen optimistisch.

Gleichwohl bleibt festzuhalten, daß der Oberstlieutenant aus Braunschweig, Ehemann und Ritter, die Ansätze zum psycho-physiologischen Determinismus, die sich in der Schrift *Ueber die Weiber* bereits finden, entschieden zurückgewiesen und als »gräßliche Philosophie« bezeichnet hat. Ist deshalb Mauvillons Geschlechtertheorie progressiv? Oder gar »mo-

dern«? »Jakobinisch« oder »rolandisch«? Zur Klärung dieser Fragen ist es nützlich, noch kurz einen Blick auf die Geschlechtertheorien anderer »Jakobiner« zu werfen. Erst eine Analyse dieser kognitiv-politischen Strategien wird Mauvillons Stellung im Geschlechterdiskurs erhellen und seine hoffnungslose, aber charmante »Anciennität« erweisen.

3. Rückschritt/Fortschritt: »Deutsche Jakobiner« und die Frauenfrage

»Jakobiner« haben sich ungleich häufiger mit der Frauenfrage beschäftigt als deklarierte Konservative.[79] Offenkundig war hier der Legitimationsdruck größer, den Ausschluß der Frauen aus den universellen Gattungsnormen argumentativ zu begründen. Und letztlich wird gerade bei den »Progressiven« der Rekurs auf die menschliche Natur und auf die Wissenschaften von dieser Natur eine von allen weiteren kognitiv-politischen Anstrengungen entlastende Funktion übernehmen. So weist bereits der Pädagoge Campe sich, seine Tochter, seine Leserinnen und Leser darauf hin, daß gerade die Wissenschaften vom Menschen die nützlichsten Einsichten in die »ungünstigen Verhältnisse des Weibes zur menschlichen Gesellschaft« vermitteln können. Anthropologie sollen die Frauen studieren, damit sie sich künftig keinen Illusionen über ihren äußerst unangenehmen Zustand in dieser Welt mehr hingeben. In seinem 1789 als Buch publizierten *Väterlicher Rath für meine Tochter* erläutert er diese anthropologischen Kenntnisse folgendermaßen:

> »D.i. diejenige, wodurch wir uns selbst und den Menschen überhaupt nach seiner zusammengesetzten geistigen und körperlichen Natur, nach seinen Bestandtheilen, Eigenschaften, Fähigkeiten und Trieben, nach seiner Größe und Kleinheit, nach seiner Stärke und Schwäche, nach seinem natürlichen und gesellschaftlichen Zustande, nebst alle demjenigen kennen lernen, wodurch der Mensch ausgebildet, veredelt, vervollkommt und beglückt, oder umgekehrt in der Entwicklung seiner großen Anlagen und Fähigkeiten aufgehalten und gestört, verkrüppelt, verunedelt und unglücklich gemacht werden kann.«[80]

Der Mensch als Mann zeichnet sich durch die stärkeren Muskeln, die strafferen Nerven, die unbiegsameren Fasern, den gröberen Knochenbau, den größeren Mut, den kühneren Unternehmungsgeist, die größere Festig-

keit sowie in der Regel »auch die unverkennbaren Anlagen zu einem größern, weitblickenden und mehr umfassenden Verstande« aus. Das wird sich eher als »modern« erweisen. Der »Jakobiner« Campe ist hier wie in den Ansichten über weibliche Gelehrsamkeit, die falsche Stellung der Weiber in der feinen Welt usw. bis in Formulierungen hinein mit dem konservativen Verfasser von *Ueber die Weiber* einig. »*Ancien*« ist Campe insofern, als er keineswegs einem anthropologischen »Automatismus« vertrauen möchte. Sein Rat gipfelt nämlich immer wieder in dem Appell an die Weiber, sich freiwillig zu unterwerfen, das aus Überlegung zu tun, was die Schwäche der Muskeln, Nerven und Gehirnstränge allein doch nicht zu gewährleisten scheint. So ist sein Rat durchaus eine Art Gegenstück zu Mauvillons Appell an die Männer. Progredient und *ancien* zugleich ist die Ehrlichkeit, mit der Campe sich über das »moderne« Schicksal entsetzt, das seine Tochter zu erwarten hat. Im Unterschied zu den nachfolgenden moralisierenden Pädagogen des 19. Jahrhunderts windet sich Campe förmlich und entschuldigt sich nachgerade bei seiner Tochter für die Unannehmlichkeiten, die er ihr zu zeigen hat:

»Das Erste und Nöthigste, was ich Dir, wofern Du selbst es nicht schon längst bemerkt haben solltest, hier zu melden habe, ist: daß das Geschlecht zu dem Du gehörst, nach unserer jetzigen Weltverfassung, in einem abhängigen und auf geistige sowohl als körperliche Schwächung abzielenden Zustande lebt, und, so lange jene Weltverfassung die nämliche bleibt, nothwendig leben muß. Das ist freilich keine angenehme, aber eine nöthige Nachricht, die ich, wenn ich zu Deinem großen Schaden Dich nicht täuschen wollte, Dir nicht verheelen durfte.« (S. 16 f.)[81]

1789, zu Beginn der Revolution, war da nicht die Hoffnung, daß die »Weltverfassung« eine andere würde? Ja, aber nicht für die Frauen.[82] Denn die Natur selbst hat den Mann zur Eiche, die Frau zum Efeu gemacht. Doch hinter dieser Eiche lauert der Tyrann, ja die Bestie, vor der der Vater die geliebte Tochter warnt:

»Nimm es immer – wenigstens um größerer Sicherheit willen – zur Regel an, daß der Mann, selbst der bessere, wenn er wirklich *Mann* ist, und nicht bloß den äußern Umriß der Mannheit an sich trägt, ein mehr oder weniger, aber doch immer in einigem Grade stolzes, gebieterisches, herrschsüchtiges, oft auch aufbrausendes und in der Hitze der Leidenschaft oft bis zur Ungerechtigkeit hartes und fühlloses Geschöpf ist. Sei endlich, diesem allem zufolge fest überzeugt, daß Geduld, Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Selbstverläugnung die allerunentbehrlichsten Tugenden deines Geschlechts sind, ohne welche ein weibliches Geschöpf, das seine natürliche Bestimmung erreichen, d.i. Gattin und Mutter werden will, unmöglich glücklich und zufrieden leben kann.«

Campe spricht auch weiterhin von der »erbärmlichen Lage« des Weibes, von »drückenden Übeln«, von schrecklichen Vorurteilen, vom Mädchen als einer Ware, die nicht angeboten werden darf, von der Aussicht auf einen Ehemann, den der »Weltstrom der Geschäfte, der Zerstreuungen, der Sorgen und der Verdrießlichkeiten« gewaltsam dahinreißt, ihn »kalt, übellaunig, knurrig, mürrisch« macht – alles in allem eine »eben nicht sehr reizende Aussicht in das größre menschliche Leben«, dem die Tochter nunmehr mit starken Schritten entgegeneilt. Damit will er ihr freilich, wie er versichert, keine Abneigung gegen den Ehestand einflößen. »Wie könnte ich es wagen, den weisen und mütterlichen Absichten der Natur, welche keine Abweichung von ihren Gesetzen ungeahndet läßt, an meinem einzigen Kinde entgegenzuarbeiten?« So die rhetorische Frage. Die Antwort lautet: Es gibt keinen Ausweg. »Die Ehe ist ja das einzige, euch noch übrig gelassene Mittel, einen bestimmten Standort, Wirkungskreis, Schutz, Ansehen und einen höheren Grad von Freiheit und Selbständigkeit zu erhalten. – Also wozu jene traurige Schilderung?« Diese traurige Schilderung war unumgänglich, um die Tochter von den zur Abhärtung von Leib und Seele nötigen Mitteln zu überzeugen und sie buchstäblich dazu zu überreden, daß die weiblichen Verdienste nicht in schimmernden Kunstfertigkeiten, nicht in körperlicher Schönheit, Putz und Nachäffung der höheren Stände bestünden und schon gar nicht in Gelehrsamkeit und Schöngeisterei. Weibliche Gelehrsamkeit schadet der weiblichen Bestimmung und der »glücklichen Führung eines gemeinnützigen Lebens«.

Freilich ist in dieser Zeit auch der männliche Gelehrte kein Idealbild, sondern wird meist als Karikatur gehandelt, mit der die neue Intelligenz sich nicht identifizieren möchte. Der Gelehrte wird als kalt, den gewöhnlichen Dingen und Menschen entrückt dargestellt, als einer, der für alle nicht zur Gelehrsamkeit gehörigen Gegenstände des menschlichen Wissens und Empfindens unglücklicherweise den Sinn verloren hat.[83] Um die Tochter von den Übeln der Gelehrsamkeit zu überzeugen, malt er den gelehrten Mann, der als einziger eine gelehrte Frau sich wünschen könnte, in den düstersten Farben. Ihr aber möge »ein glücklicheres Loos beschieden [sein] als das, die gelehrte Handlangerin eines entmenschten Gelehrten zu werden«. Er hofft, daß ihr Zukünftiger »unverderbten Menschensinn genug besitze, um den Werth seiner Gattin nicht mit gelehrtem Maßstabe nach der Länge, Breite und Tiefe ihrer aus Büchern geschöpften Kenntnisse, sondern einzig

und allein nach der Art zu messen, wie sie ihre wahre weibliche Bestimmung zu erfüllen sich bestreben wird«.

Das zur Erfüllung der »wahren weiblichen Bestimmung« erforderliche Bildungsprogramm bleibt ebenso vage wie die Kriterien für »Erfolg« im weiblichen Beruf. Diese aporienreiche Diffusität wird lange Jahrzehnte das Problem der Mädchenbildung wie das Problem der weiblichen Berufspflichten bestimmen. Nur wird im 19. Jahrhundert das männliche Mitleid, ja Entsetzen vor der Beschränktheit und Ambiguität des »modernen« weiblichen Naturberufs nicht mehr so offen zutage treten wie noch bei Campe.[84] Obwohl Campe die Tochter und andere »junge Frauenzimmer des glücklichen Mittelstandes« durch die wissenschaftliche Erkenntnis der menschlichen Natur von der unumgänglichen Notwendigkeit einer Fügung in ihr hartes Los zu überzeugen sucht, ist seine Argumentation noch nicht durchgängig moral-physiologisch. Zwar geht daraus unvermittelt, ja unverblümt, die Entlastungsfunktion der neuen Wissenschaften vom Menschen hervor, die die erhöhte politische Sensibilität gerade der »Jakobiner« zu beschwichtigen vermag. Aber beim Pädagogenvater Campe folgen die wichtigsten weiblichen Eigenschaften nicht automatisch aus dem physiologisch determinierten Geschlechtscharakter. Es sind vielmehr Tugenden, Kunstfertigkeiten, mühsam erlernt und gepflegt aus der Überzeugung, daß es anders nicht geht. Die Argumentationsstruktur ist nicht unähnlich derjenigen von Mauvillon, der ebenfalls die Frauen zur Ausbildung von Konträrtugenden verpflichten wollte. Denn, so Campe, »Geduld erträgt, was nicht zu ändern ist; Sanftmuth entwaffnet den männlichen Starrsinn durch milde Freundlichkeit; Biegsamkeit weicht ihm aus durch vernünftiges Nachgeben; und Gewöhnung an Selbstverleugnung gibt zu dem Allen die erforderliche Seelenkraft«.

Die lärmende Rhetorik, die Campe einsetzen mußte, seine Tochter von der Erhabenheit ihrer weiblichen Bestimmung in Kenntnis zu setzen, zeigt, daß es in dieser Zeit noch keineswegs ausgemacht war, ob die »politische Unzufriedenheit« vieler Weiber problemlos ins deutsche Hausfrauentum einmünden würde. »Oh Du meine Tochter, oh Du mein liebes Kind, oh Du mein Engel, könnte ich Dich doch nur überzeugen . . .« Stets von neuem setzt der Vater an, was immerhin verdeutlicht, daß der so penetrant angerührte Salat aus Natur und Selbstverleugnung, aus »faseriger« und charakterlicher Biegsamkeit zu Beginn der Großen Revolution auch einem deutschen Mädchen nicht a priori schmecken wollte. Der *Väterliche Rath*

endet denn auch eher kryptisch mit weiteren Windungen, Rücknahmen und dem Appell an die »Selbständigkeit« der Tochter: »Endlich, mein theures Kind, vergiß nie«, so der besorgte Vater, »daß Strenge und gewissenhafte Rechtschaffenheit in allen Fällen die weiseste und sicherste Weltklugheit ist, und daß die obigen Regeln alle, so viel ihrer auch immer sein mögen, sich am Ende größtentheils in der einzigen, allgemeinen sichern, ohne Ausnahme anwendbaren, und ihre Befolger nie im Stiche lassenden Weisheitsregel vereinigen: *Thue Recht, und scheue Niemand!*«

Dieses »Thue Recht« der *inner-directed woman* wird sich – da ohne öffentlich professionelle Alternativen – hauptsächlich in rastloser Pflichterfüllung im Alltag, in gesinnungsethischer Unermüdlichkeit, in »Weltenthaltung« und nicht in »Weltklugheit« verwirklichen müssen. Kaum jemandem freilich ist wohl so drastisch die fatale Dialektik von erster und zweiter Natur, von bürgerlichen und anthropologischen Wesenbestimmungen vorexerziert worden, wie den gebildeten Vätern mit ihren Wundertöchtern, die sie der »schönen Sittenlehre der Kindheit« (Campe) entreißen und vom humanistischen Bildungsprogramm zum reduktionistischen Frauendasein umpolen mußten.

Ebensowenig wie Campe denkt ein anderer begeisterter Tochter-Vater und berühmter »Jakobiner« an eine Beteiligung der Frauen an den allgemeinen Menschen- und Bürgerrechten. Adolph Freiherr von Knigge hat sich in *Ueber den Umgang mit Menschen* von 1788 – das im 19. Jahrhundert allmählich zum Anstandsbrevier der Bourgeoisie verkam – ausführlich über den Umgang mit Frauenzimmern und unter Eheleuten Gedanken gemacht und den Männern alles in allem ein galant verbrämtes, strikt paternalistisch-herablassendes Verhalten anempfohlen. Seine Ausführungen zum Fieberfrost, der ihn überfalle, wenn man ihn in einer Gesellschaft neben ein gelehrtes Weib setzt, sind ebenso zeitgenössisch wie »modern«:

> »Ich muß gestehn, daß mich immer eine Art von Fieberfrost befällt, wenn man mich in Gesellschaft einer Dame gegenüber oder an die Seite setzt, die große Ansprüche auf Schöngeisterey oder gar auf Gelehrsamkeit macht. Wenn die Frauenzimmer doch nur überlegen wollten, wieviel mehr Interesse Diejenigen unter ihnen erwecken, die sich einfach an die Bestimmung der Natur halten, und sich unter dem Haufen ihrer Mitschwestern durch treue Erfüllung ihres Berufs auszeichnen! Was hilft es ihnen, mit Männern in Fächern wetteifern zu wollen, denen sie nicht gewachsen sind, wozu ihnen mehrentheils die ersten Grundbegriffe, welche den Knaben schon von Kindheit an eingebläuet werden, fehlen?«

»*Ancien*« aber ist vielleicht der Zusatz, den zu setzen er sich genötigt fühlte:

> »Es giebt Damen, die, neben allen häuslichen und geselligen Tugenden, neben der edelsten Einfalt des Characters und neben der Anmuth weiblicher Schönheit, durch tiefe Kenntnisse, seltene Talente, feine Kultur, philosophischen Scharfsinn in ihren Urtheilen und Bestimmtheit im Ausdrucke, Gelehrte vom Handwerke beschämen. Dürfte ich es wagen, hier öffentlich ein Paar Namen zu nennen; so könnte ich beweisen, daß ich Originale zu diesem Bilde nicht lange zu suchen brauchte; Allein wie geringe ist nicht die Anzahl solcher Frauen! und ist es nicht Pflicht, die mittelmäßigen weiblichen Genies abzuschrecken, auf Unkosten ihrer und Andrer Glückseligkeit, nach einer Höhe zu streben, die so wenige erreichen?«[85]

Daß der Baron einräumt, es gebe gelehrte Weiber von eminenten häuslichen und geselligen Tugenden, die gleichwohl in der Lage seien, Gelehrte von Handwerk zu beschämen, daß er von einem halben Dutzend Frauen sagt, diese hätten als »privilegirte Genies höherer Art wahren Beruf«, sich in das Fach der Wissenschaften zu werfen, ist unter den zeitgenössischen, vor allem deutschen, Ausführungen zur weiblichen Geistesbetätigung bereits unüblich. Auch bringt Knigge in diesem Zusammenhang nicht bloß die »Natur« ins Spiel, sondern eben auch eine Theorie der drakonischen Halbbildung. Weil den Mädchen nicht wie den Knaben die ersten Grundbegriffe schon von Kindheit an »eingebläuet«, also mit dem Stock nahegebracht worden seien, hätten sie schlechtere Ausgangsbedingungen zum Wetteifern mit den Männern. Knigge scheint praktische Konsequenzen aus dieser Theorie gezogen zu haben. Jedenfalls bildete er sein einziges Kind, die Tochter Philippine, so weit empor, daß sie bereits mit fünfzehn Jahren einen *Versuch einer Logic für Frauenzimmer* veröffentlichen konnte.[86] »Er machte es wie alle Männer, spottete über gelehrte Weiber, und bildete unaufhörlich an mir« – heißt es in den »Bekenntnissen einer schönen Seele« in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Zumindest im Spezialfall seiner Tochter scheint sich auch Knigge an diese nicht unübliche Devise gehalten zu haben. Auch andere Väter gaben in dieser Zeit ihren Töchtern eine ausgezeichnete Bildung mit, so etwa Campes Kollege, der Pädagoge Basedow, der seine Tochter Emilie zu einem wahren Wunderkind heranzog, das mit vier Jahren lesen und schreiben konnte und mit sechs Latein und Griechisch parlierte.[87] Und auch der eher konservative Professor Schlözer bildete bekanntlich seine Tochter Dorothea hinauf bis zur Doktorwürde. Die Promotion von Dorothea erfolgte 1787 aus Anlaß der 50-Jahrfeier der Universität Göttingen

unter der Ägide von Ernst Brandes und war eher ein singulär-spektakuläres Ereignis, das der »Betroffenen« selbst offenbar wenig Glück eingebracht hat.[88]

1791 hatte Emilie von Berlepsch den allenthalben in männlichen Schriften überhandnehmenden »misogynischen Ton« beklagt. Damit war sicher *Ueber die Weiber* gemeint. Ob sie auch die Schrift des Freiherrn von Knigge im Auge hatte? Die erste Auflage von *Ueber den Umgang mit Menschen* ist Emilie von Berlepsch zugeeignet (und vielleicht ist es auch ihr zu danken, daß Knigge immerhin einige »privilegierte Genies« im weiblichen Geschlecht auszumachen wußte). Der Tonfall bei Knigge ist sicher weniger »misogynisch«, es findet sich etwas mehr »eisgraue« Galanterie; aber die argumentative Grundstruktur bei Knigge, bei Campe wie auch bei Mauvillon ist kaum zu unterscheiden von derjenigen beim konservativen Brandes. Alle eint, daß sie zwar auf einen Naturdeterminismus zurückgreifen, diesen aber noch nicht »wissenschaftlich« zu traktieren versuchen. Ein anderer berühmterer deutscher »Jakobiner«, der Freiheitsphilosoph Johann Gottlieb Fichte, wird einige Jahre später den Naturdeterminismus zur Apotheose führen und mit einer eigenwilligen Sexual-Theorie zu begründen suchen.[89] Zu Beginn der Großen Revolution aber sind die Argumente noch oft widerspruchsvoll und ambivalent. Allein die Richtung scheint schon eindeutig: Der proklamierte »Himmel« von universellen Gattungsnormen wird einen Kulturkampf anzetteln, in dessen Folge die Frauen um so unerbittlicher Kampagnen kultureller Normalisierung unterworfen werden. So rejustiert, werden sie wieder auf die geteilte Erde entlassen, um fortan gleichsam das Bildungsprogramm der Schwerkraft oder Bodennähe der modernen Verhältnisse zu übernehmen – im Namen von wissenschaftlich belegbarer Naturbestimmung und im Auftrag der gesellschaftlichen Normalität von geschlechtlichen Komplementärverhältnissen.